

Zur Psychologie des Ostpfarrers¹⁾

Es ist nicht das erste Mal, daß Pfarrer aus dem Osten ihre Heimat verlassen und fremde Straßen ziehen mußten. Als Johann Heermann sein Exulantenlied: Traure nicht zu sehr, o frommer Christ, der Du jetzt und im Elend bist, muß jetzt fremde Straßen . . . dichtete, hatte er die Gemeinden und Pfarrer vor Augen, die in der Zeit der Gegenreformation um des Glaubens willen ihre schlesische Heimat verlassen mußten. Es ist im Raum der westlichen Kirchen viel zu wenig bekannt, daß nicht bloß Hugenotten, Waldenser und Salzburger den tragischen Konflikt „Glaube und Heimat“ durchmachen mußten, sondern fast eine Viertelmillion Evangelische allein aus Schlesien im 17. Jahrhundert die Heimat verließen, um in der Fremde ungestört ihres Glaubens leben zu dürfen. Etwa 150 000 Siedler aus dem Westen hatten im Mittelalter Schlesien bevölkert, etwa 200 000 sind 300 Jahre später infolge der Glaubenskämpfe ausgewandert, unter ihnen an 1000 Pfarrer. In den schlesischen Predigerverzeichnissen findet sich immer wieder hinter den Namen das Wort: exul, ähnlich wie in der alten Kirche das Wort martyr. Die Geschichte dieser Exulantenpfarrer des 17. Jahrhunderts (ihr Weg in die Fremde und ihre späteren Schicksale) ist noch nicht geschrieben, wäre aber eine interessante und dringende notwendige Aufgabe der Kirchengeschichte. Vielleicht würden wir dabei manchen wertvollen Einblick nicht bloß in ihre äußeren sondern auch in ihre inneren seelischen Erlebnisse gewinnen. Die Psyche des Exulantenpfarrers würde uns deutlicher werden.

Um so wichtiger ist es, daß wir schon heute versuchen, die Seele des Ostpfarrers unserer Tage ein wenig kennen und verstehen zu lernen. Viele Mißverständnisse und Spannungen zwischen Einheimischen und Flüchtlingen, zwischen Ostpfarrern und bodenständigen Amtsbrüdern stammen letzten Endes nur daher, daß man sich im Tiefsten noch nicht kennt und versteht. Vor kurzem bekam ein Ostpfarrer, der in die Ostzone verschlagen wurde, Besuch. Der Fremde begrüßte ihn mit den Worten: „Du kennst mich wohl nicht mehr!“ Nein, er kannte ihn wirklich nicht mehr — seinen eigenen Bruder. Sie hatten sich fast 20 Jahre nicht gesehen, und waren beide darüber älter und grau geworden. So möchte ich sagen, die Ostpfarrer und die Einheimischen

¹⁾ Nach einem Vortrag, den ich mehrfach in schwäbischen Amtsbrüderkreisen gehalten habe. Der Schriftsatz wahrt hier und da diese persönliche Note.

sind Brüder unter dem gleichen Herrn und am gleichen Werk, sie haben aber ganz verschiedene Schicksale gehabt, sind ganz verschieden geführt worden, haben verschiedenartigen Kirchen gedient und in weiter Ferne voneinander gelebt. Nun braucht es Zeit bis sie sich als Brüder wiedererkennen und verstehen. Alles, was ich heute sage, soll zu nichts anderem dienen, als daß man sich von beiden Seiten besser verstehen lernt und dadurch die Quelle zu vielen Mißverständnissen, Zusammenstößen und ungerechten Urteilen verstopft wird. Ich will gleichsam die Tür zu unseren innersten Empfindungen und Herzensregungen auftun und die einheimischen Amtsbrüder in unsere Psyche hineinsehen lassen, damit wir immer mehr das werden, was wir im Grunde sind: Brüder!

Dabei bitte ich zu beachten, daß das Thema nicht lautet: Die Psychologie des Ostpfarrers, sondern: Zur Psychologie des Ostpfarrers. Das ist eine ganz bewußte Beschränkung. Wieviel Unheil ist dadurch angerichtet worden, daß sogenannte Weltreisende, die sich einige Wochen oder Monate im Orient oder Afrika aufgehalten haben, es wagen dicke Bücher über die Psyche der dortigen Völker und Religionen zu schreiben. Das Bild, das sie gaben, haftete nur an der Oberfläche und war daher ein völlig schiefes. Wie lächerlich wirken heute oft die Berichte und Vorträge von Deutschen, die einige Wochen in Amerika zu Besuch waren, mit ihren allgemeinen Behauptungen über die Psyche und das Seelenleben der Amerikaner oder auch umgekehrt. Wir haben uns leider zu sehr an vorschnelles Urteilen gewöhnt und gehen deshalb an der eigentlichen Seele des anderen vorüber. Ich bin jetzt das achte Jahr im Schwabenland, aber je länger ich hier bin, desto weniger wage ich über die Seele des Schwaben ein letztes Urteil abzugeben.

Über die Psychologie der Flüchtlinge — und der Ostpfarrer gehört mit zu ihnen — ist schon sehr viel geschrieben worden: Gutes und Böses, Zutreffendes und Märchenhaftes. Das Flüchtlingsproblem ist ein Weltproblem und umfaßt etwa 100 Millionen Menschen (einschließlich Ostasien). Wer will es wagen, die Psychologie der Flüchtlinge zu schreiben? Für das deutsche Gebiet nenne ich aus der Fülle der Literatur nur drei Schriften; die aber sehr empfehlenswert sind: Dr. Hans March: Der Mensch als Evakuierter (christlicher Zeit-schriftenverlag 1948); E. van Randenbogh: Arme und Reiche begegnen einander (Furche-Verlag); Schlehdon: Der Flüchtling Du Chêne (Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1947).

Außerdem verstehen zwei Filme, die ganze äußere und innere Not der Flüchtlinge packend und eindrucksvoll vor Augen zu führen: „Grün ist die Heide“ und „Der fallende Stern“. Diese beiden Filme machen die Gefahr des inneren „Abgleitens“ der Flüchtlinge und ihr

vergebliches sich-Wehren auf der einen Seite, und das Unverständnis der „Gesicherten“ auf der anderen Seite, ohne zu verletzen, aber doch mit innerer Erschütterung deutlich. Wenn ich noch zwei Persönlichkeiten nennen sollte, die für mein Urteil das Beste zu unserem Thema gesagt haben, so nenne ich Pfarrer Prof. D. Girgensohn, den Sprecher der einstigen Ostkirchen im Ostkirchenausschuß, und Staatssekretär Schreiber vom Flüchtlingsministerium in Bonn. Letzterer hat auf einer Tagung für Flüchtlingswesen in Bad Boll, März 1952, mit einem feinen Verständnis und an Hand eines überzeugenden Materials die Wirtschaftsnot und doch zugleich den Wirtschaftswert der Ostvertriebenen im Raum des Bundesgebietes deutlich gemacht: Sie tragen den Hauptanteil an den schlecht bezahltesten Diensten — an der Arbeitslosigkeit und an der Wohnungsnot.

Wir haben es bei unserem Thema also nicht mit dem umfassenden Gesamtkomplex zu tun. Wir maßen uns auch nicht an, die Psychologie des Ostpfarrers eindeutig erschöpfend darzustellen, sondern greifen ganz bestimmte Punkte heraus, die uns auf der Seele liegen. Dabei schalten wir sämtliche Wirtschaftsfragen und organisatorische Probleme, die um die Eingliederung gehen, aus. Wir dürfen das auch deshalb tun, weil die meisten dieser Fragen grundsätzlich erledigt sind, wenn auch im Praktischen hier und da noch eine Reihe von Wünschen bleiben. Mit fünf Sätzen möchte ich in die Seele des Ostpfarrers hineinleuchten und damit ein besseres Verständnis für ihn wecken.

1. Unser Herz blutet um eine sterbende Kirche!

Wer schon am Sterbebett seiner Mutter gestanden hat, der weiß, was das bedeutet. Welch eine Fülle von Gnade Gottes von segnenden Worten und Erinnerungen, von Liebe, wie wir sie so selbstlos nicht mehr wiederfinden, in jener Stunde uns verloren geht. Was uns die Mutter war, wird uns am Grabe meist deutlicher als im Leben. Eine Stiefmutter kann es, auch beim besten Willen, nie ganz ersetzen. Und nun sagt Martin Luther: Die Kirche ist unser aller Mutter — und zwar nicht nur die große allgemeine unsichtbare Kirche, sondern gerade die sichtbare Einzelkirche, in der wir geboren sind, leben und dienen. Dieser schwäbischen, schlesischen, baltischen Kirche verdanken wir das erste Gebet, das Wort von Christus, den Ruf zum lebendigen Glauben. Dieser Kirche gehört unser Herz und es blutet, wenn diese Kirche am Sterben ist.

Es gehört zu dem Rätselhaftesten und Bedrückendsten in der Weltgeschichte, daß es sterbende Kirchen gibt. Wo sind die einstmals blühenden Kirchen von Kleinasien und Nordafrika hin? Luther hat diese Not stark empfunden, und gibt ihr in seiner Schrift: An die Rats-

herren 1524 erschütternden Ausdruck: Hin ist hin, nun haben sie den Türken, nun haben sie den Papst! Es gehört zu den großen Dramen der modernen Kirchengeschichte, daß es von neuem in unseren Tagen sterbende Kirchen gibt. Die Christenheit des Westens hat es vielleicht nie so stark empfunden wie wir im Osten: Wo sind die Lutherischen Kirchen hin in Rußland? im Baltenland? und nun jenseits der Oder-Neiße-Linie? Man kann auch das Problem nicht ohne weiteres im jüdischen Sinne lösen: Sie empfangen nur, was ihre Taten wert sind! Gewiß sind vor Gott alle Menschen und auch alle Kirchen schuldig, die im Osten und die im Westen. Aber die Lösung: Jene sind sündig, diese sind bewährt, ist unmöglich, besonders dann unmöglich, wenn es keine toten Kirchen waren, sondern lebendige Kirchen mit einer reichen gesegneten Geschichte und mit einem reichen inneren Leben. Ich nenne nur einige Stichworte: Theodor Zöckler in Stanislaw (Galizien) — Mutter Eva und ihr Friedenshort in Oberschlesien — die Generalsuperintendenten Hesekeel und Blau in der Diaspora in Posen! Ist es nicht rätselhaft, diese lebendigen Kirchen sind gestorben oder am Erlöschen und so manche tote norddeutsche Kirche lebt weiter? Ist es nicht rätselhaft, die Kirche des unkirchlichen Vorpommern ist uns erhalten geblieben und die von der Erweckungsbewegung befruchtete Kirche Hinter-Pommerns ist ausgelöscht? Nein, jene Lösung des Rätsels nach der Altjüdischen Formel: „Was haben jene getan, daß sie das erlitten haben?“ ist unmöglich. Mir scheint eine Lösung überhaupt nur von eschatologischer Schau gegeben zu sein. Man denke z. B. die Möglichkeit, daß dies eschatologische Geschehen weitergeht und das große Sterben der Kirchen vom Osten aus hinübergreift nach dem Westen. Man denke einmal, daß auch die Schwäbische Kirche mit all ihren Einrichtungen, Segnungen und Werten weggeschwemmt und ausgelöscht wird. Das gäbe eine Wunde, die der unsrigen ähnlich ist, die auch nicht so schnell heilt. Unser Herz blutet um eine sterbende Kirche, und wir kommen, von der uns bedrängenden Frage einfach nicht los: Ist es schon Totensonntag? — oder ist es Karfreitag, dem ein Ostern folgt?

2. Wir Ostpfarrer sind zwischen zwei Gemeinden hin- und hergerissen

Eine von diesen Gemeinden ist die sichtbare, die neue, der wir jetzt zugeteilt sind, der unsere Arbeit, Kraft und Dienst jetzt gehört — die andere Gemeinde ist unsere alte aus der Heimat, die jetzt in ganz Deutschland zerstreut ist, und dadurch für uns z. Zt. unsichtbar und doch sehr fühlbar nahe. Es ist nicht so wie bei einem gewöhnlichen Pfarramtswechsel, da gilt die Regel für den Pfarrer: Halte dich an

deine neue Gemeinde und laß die alte deinem Nachfolger! Viel Spannungen sind ja nur dadurch gekommen, daß der alte Pfarrer seine alte Gemeinde nicht lassen wollte. Ich erinnere an die zeitweilige Spannung zwischen zwei so tüchtigen Pfarrern wie Barth und Blumhardt in Möttlingen. Ja, wenn wir Ostpfarrer Nachfolger hätten! Trotz alles Hinweises und Mahnens an unsere alten Gemeindeglieder: Haltet Euch an Eure neuen Pfarrer und Seelsorger! bekommen wir hundertfach zur Antwort: Das ist uns unmöglich! Äußerlich unmöglich, weil viele unserer alten Gemeindeglieder in der Diaspora leben, weitab vom Pfarrort und Kirchort, wo sie nur ganz wenige Male vom neuen Seelsorger besucht werden und manchmal auch das nicht. Viele von ihnen sind auch in ganz unkirchliche Verhältnisse hineingeraten, wo von Einzelseelsorge überhaupt keine Rede ist. Aber auch innerlich unmöglich! Unsere alten Gemeindeglieder fühlen sich von ihren neuen Pfarrern oftmals im letzten Grunde nicht verstanden. Das liegt sowohl an der anderen Art, wie an der Tatsache, daß der neue Pfarrer nicht aus dem gleichen Erleben herkommt. Letzten Endes geht es beim Seelsorger wie beim Arzt um das ganz persönliche Vertrauen. Wo dieses fehlt, kann man nichts erzwingen.

So ist es verständlich, daß die alten Gemeinden krampfhaft nach ihrem alten Seelsorger suchen und immer wieder um ein Wort des Trostes, der Weisung, des Rates und der praktischen Hilfe bitten. Wir können und dürfen ihnen diesen Dienst der Liebe nicht versagen. Es geht uns wie der ausgewiesenen Hagar: „Ich kann nicht ansehen des Knaben Sterben . . . (1. Mos. 21, 16). So dienen wir Ostpfarrer wohl unseren neuen Gemeinden mit ganzer Kraft und Hingabe. Wir haben aber auch eine Kartothek unserer alten Gemeindeglieder und grüßen sie ab und zu, vor allem bei besonderen Anlässen mit unseren Rundbriefen. Tun wir das nicht, dann wird die Gefahr, die schon jetzt akut ist, noch viel größer, daß die Gemeindeglieder aus dem Osten sich allmählich von der Kirche verlieren und entweder zu Sekten abwandern oder sich verbittert zu Nihilisten radikalisieren und von extremen politischen Bewegungen eingefangen werden.

Vielleicht empfinden die jungen Ostpfarrer diese Aufgabe an den alten Gemeinden nicht so stark und brennend, wie die älteren, die wir 10, 20 und 30 Jahre schon im Amte standen. Vor allem die jungen Pfarrer nicht, die im Osten noch keine eigene Gemeinde gehabt haben, sondern erst im Westen ins erste Amt und in die erste Liebe gekommen sind. Aber wir älteren Ostpfarrer stehen eben in einer notvollen Situation und diese innere Not kann uns niemand abnehmen: Wir Ostpfarrer sind zwischen zwei Gemeinden hin- und hergerissen. Von diesem Dienst der Barmherzigkeit kann und darf uns auch niemand entbinden.

3. Wir fühlen auch im Raum der Kirche eine relative seelische Heimatlosigkeit

Hier ist eine sehr wunde Stelle bei allen Flüchtlingen, einschließlich der Ostpfarrer. An dieser Stelle bleiben wir oft unverstanden. Es steckt gleichwohl in jenem Satz gar keine Spitze oder Abwertung gegenüber anderen Kirchen und kirchlichen Formen, sondern eine für uns leidvolle und notvolle Tatsache. Das Wort Heimat und Heimat-Kirche birgt eben, wie Girgensohn einmal mit Recht sagt, etwas Einmaliges in sich, was durch nichts ersetzt werden kann.

Vor kurzem war in einem Pfarrort unseres jetzigen schwäbischen Kirchenkreises die Einweihung der durch den Krieg zerstörten Kirche. Der Bürgermeister des Ortes sagte in seiner Rede: „Als wir 1945 unsere Kirche verloren, verloren wir ein Stück seelischer Heimat. Wir waren zu Gäste in der Schule, im Rathaussaal und in der Nachbargemeinde, aber ganz zu Hause haben wir uns dort nie gefühlt. Heute haben wir unsere eigene Kirche wieder, jetzt sind wir nicht mehr zu Gast, sondern endlich wieder daheim.“ Von hier aus bitte ich unseren Satz zu verstehen: Wir fühlen auch im Raum der Kirche eine relative seelische Heimatlosigkeit.

Uns liegt deshalb so sehr an diesem Satz, weil uns von verschiedensten Seiten öffentlich und privat, auch von Prominenten der Kirche immer wieder zugerufen wird: Was wollt Ihr eigentlich? Ihr habt doch auch in der neuen Heimat und neuen Kirche Jesus Christus, das Wort Gottes, die Sakramente, — und wo diese sind, da ist doch ‚Heimat der Seele‘. Haltet euch doch an Paulus: „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, was da vorne ist . . .“. Für Euch gibt es nur eine Losung: Eingliederung! Gliedert Euch in die neue Kirche ein! Wir können zu diesem freundlich und gut gemeinten Zuruf nur antworten: Sic et non! Jawohl, es liegt eine große Wahrheit in diesen Worten, wenn sie gegen eine falsche Sentimentalität gerichtet sind, oder gegen eine Vergoldung und Vergötzung der Vergangenheit, wie sie de facto nie bestanden hat, oder wenn sie unter kirchlichem Decknamen nur völkische Ziele und Interessen vertritt. Darum haben wir auch in unseren Briefen, Rundbriefen und Flüchtlingsgottesdiensten immer wieder betont, und betonen es noch immer: Lebt nicht bloß in der Vergangenheit, lebt den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft! Steht nicht abseits vom kirchlichen Leben eurer Gemeinde, sondern macht mit, und schaltet euch mit euren Glaubens- und Gebetskräften und Erfahrungen in sie ein!

Allein, das ist nur die e i n e Seite. Denn wenn jener Zuruf bedeuten soll, laßt alles fahren, was ihr an kirchlicher Tradition, an Lebensstil

und Werten mitgebracht habt, was Euch von Kind auf lieb und wert und heilig geworden ist — laßt das alles fahren und werft es zum alten Eisen als unnötigen Ballast! —, dann kann unsere Antwort nur ein klares und festes Nein sein. Dann bitte ich zu verstehen, wir spüren auch im Raum der Kirche eine relative — wohlverstanden relative, nicht absolute! — Heimatlosigkeit.

Ganz gewiß haben wir auch in der neuen Kirche Christus, Wort Gottes und Sakrament und damit die ewige Heimat; das ist biblisch und dogmatisch ganz richtig und ist unser Trost in allem Leid. Aber wir dürfen darüber nicht vergessen, was Joh. 1, 14 steht: „Das Wort ward Fleisch . . .“ Christus wurde Mensch, er kam ganz und gar in unsere Mitte, unter das jüdische Gesetz, er nahm unsere Gestalt, Fleisch und Blut an. Das bedeutet für uns: Gottes Wort gibt es niemals in absoluter und abstrakter Reinheit; es nimmt jedesmal in einer Kirche Fleisch und Blut an und in jeder Kirche in ganz besonderer Weise. Das Kind ist von den Windeln, in denen es liegt, und in denen wir es kennen und lieben gelernt haben, nicht zu trennen, für den einfachen Christen noch viel weniger als für den Theologen. Diese Windeln, diese äußeren kirchlichen Formen sind eben für unser seelisches Leben nicht gleichgültig, sondern wirklich das Leinen, darin Christus für uns liegt. Ich brauche hier nur an das bekannte Wort des schwäbischen Prälaten Öttinger zu erinnern: Leiblichkeit ist das Ziel aller Wege Gottes, und nicht bloß das Ziel, sondern auch der Weg, auf dem Gott zu uns kommt und unser Herz berührt. Von hier aus gesehen, fordert man von uns mit dem Gebot der restlosen Eingliederung nicht mehr und nicht weniger als eine seelische Vergewaltigung.

Ich darf auf einige kirchengeschichtliche Erinnerungen hinweisen:

Das Wort „Eingliederung“ besitzt nun einmal seit den Erlebnissen des Kirchenkampfes im Dritten Reich einen bösen Beigeschmack. Aber davon will ich nicht reden, dagegen die Frage stellen: Ist das nicht eine Erkenntnis der modernen Mission und gerade der deutschen Mission, daß die Missionskirchen nicht einfach einem abendländischen Kirchentyp — er mag heißen, wie er will: lutherisch oder reformiert oder angelsächsisch — eingegliedert werden dürfen, sondern sie sollen ihren eigenen, ihrem Wesen entsprechenden Kirchentyp finden und entfalten? Will man das, was man den Missionskirchen selbstverständlich gewährt und gewähren muß, den Gemeinden aus dem Osten versagen? Man verstehe mich nicht falsch. Unsere Ostflüchtlinge sollen sich in den neuen Kirchen einleben, sie sollen und werden sich auch mit der Zeit angewöhnen und manches anfangs Abstoßende und Fremdartige wird sich mildern, aber man überfordere sie nicht! Man

verlange nicht, daß sie über Nacht verbrennen und zum alten Eisen werfen, was ihnen jahrzehntelang und ihren Kirchen jahrhundertelang lieb und teuer war. Man gebe ihnen Raum und Zeit genug, ihre alten lieben Sitten und Gebräuche in besonderen Gottesdiensten und Feiern festzuhalten. Das erscheint uns ein notwendiges Gebot der christlichen Liebe. Je mehr und lieber man hier den Gemeinden aus dem Osten entgegen kommt, desto eher und mehr werden diese ihre neue Kirche lieb gewinnen und sich in sie einleben.

Ich füge eine kirchengeschichtliche Erinnerung aus meiner Heimat an. Seit der Reformationszeit gab es in Schlesien slawisch-evangelische Gemeinden. Unsere Kirche ertrug nicht nur ihre Sonderart und Sondergottesdienste, sondern pflegte sie und erfreute sich an diesem Reichtum. Im Lauf von vier Jahrhunderten wurde die Zahl dieser Gemeinden immer geringer, die Alten starben aus und die Jungen richteten sich wie von selbst in die Deutsche evangelische Kirchenart ein; aber es geschah keine Vergewaltigung, sondern man hatte Geduld und ließ viel Zeit. Daran stirbt eine Kirche nicht, wenn sie um der Liebe willen Raum läßt für andere Art und Sitte, aber daran stirbt eine Kirche, wenn sie um der gesetzlichen Ordnung willen, die Liebe verletzt und die Seelen vergewaltigt.

Wir dürfen auch einige ganz praktische Gesichtspunkte nicht übersehen. Man bedenke das Schlagwort „Eingliederung“ in ganz unkirchlichen Gegenden! Wohinein sollen sich da die Flüchtlinge eingliedern? Wir wissen von Pfarrorten Norddeutschlands, wo im Gottesdienst 80, ja 90 Prozent Flüchtlinge sitzen, und wo die dortigen Geistlichen dankbar sind, endlich wieder eine Gemeinde vor sich zu haben. Aber diese Flüchtlinge, die dort das Leben tragen, werden gezwungen, sich nach dem fremden Ritus derer zu richten, die überhaupt nicht da sind. Oder man bedenke die innere Not der Flüchtlinge, die schon mehrfach ihren Platz wechseln mußten und von Land zu Land abgeschoben wurden: Von Schleswig-Holstein nach Hannover oder Rheinland und von dort nach Bayern oder Württemberg, nach Hessen oder Baden. Jedesmal finden sie einen anderen Kirchentyp, ein anderes Gesangbuch, ja ein anderes Vater-unser vor. Jedesmal sollen sie sich nun eingliedern. Das bedeutet aber am Ende die Seele und die in ihr liegenden seelischen Werte töten und ersticken. Auf der Boller Konferenz im März 1952 hat ein Vertreter des Staates den Satz geprägt: „Die gesamte Ostbevölkerung steht aus ganz bestimmten und begründeten wirtschaftlichen und sozialen Nöten vor einer Radikalisierung und Bolschewisierung. Die Kirche und die kirchliche Tradition, die sie mitbringen, ist das einzige Bollwerk

dagegen. Wer ihnen ihre Kirche und kirchlichen Sitten nimmt, nimmt ihnen zugleich den seelischen Halt und ist schuld an ihrer Radikalisierung“ Ähnlich spricht sich einmal Girgensohn aus: „In den Massen der Flüchtlinge liegt eine unberechenbare Dynamik, die sie jedem gewissenlosen Akteur in die Hände treiben kann, wenn man ihnen nicht wirtschaftlich, sozial und seelisch gerecht wird.“ Ich fürchte diese inneren Zusammenhänge und Konsequenzen sind vielen Menschen im Westen, auch im Raum der westlichen Kirchen, noch nicht aufgegangen. Es war weitblickend und wohltuend, kürzlich aus dem Munde eines westdeutschen Kirchenmannes zu hören: „Wir glaubten bisher, einzelnen Christen und Gemeindegliedern in den Flüchtlingen zu begegnen, und haben zu spät erkannt: wir begegnen in den einzelnen Gemeindegliedern und Pfarrern ganzen, geschlossenen und in ihrer Eigenart wertvollen und reichen Kirchen! Kurz und gut, die laute Forderung: restlose Eingliederung! ist zu einfach und zu einseitig und erzielt nur das Gegenteil: Versteifung und Verhärtung. Mit dem allein soll keine Klage und Anklage erhoben werden, sondern nur offen wie in einer Beichte ausgesprochen werden, was uns Ostpfarrer und Ostgemeinden täglich und noch öfter in der Nacht umtreibt. Unsere kirchlichen Stiefmütter meinen es herzlich gut mit uns, und wir schulden ihnen dafür viel Dank. Aber unsere eigentliche Mutter können sie uns nicht ersetzen, und wir bitten sie zu verstehen, daß wir auch im Raum der Kirche eine relative, seelische Heimatlosigkeit fühlen. Ich glaube, es würde den Pfarrern und Gemeinden aus dem Westen und Süden in gleicher Lage ganz ähnlich ergehen.“

4. Eine gegenseitige fruchtbare Begegnung von Ost und West ist uns ein wirklich dringendes Anliegen

Auf der schon genannten Boller Tagung hielt Prälat Dr. Eichele (Ulm) das Eingangsreferat: „Die Kraft der Begegnung.“ Er führte darin aus, daß der Mensch nicht gut tue, immer allein zu sein. Wir brauchen den anderen, vor allem auch gerade den anderen der anders ist als wir. Wir brauchen ihn zur Bereicherung unseres eigenen Wesens. Das gilt nicht nur für den einzelnen, sondern genau so für Familie, Kommune, Volk und auch für die Kirche. Sonst ist die Gefahr einer geistigen und geistlichen Inzucht zu groß. In dem Durcheinander der Völker und Kirchen von heute steckt also nicht nur die Gefahr des Chaos, sondern auch die Möglichkeit, eine gottgeschenkte und gottgewollte Möglichkeit zur gegenseitigen Bereicherung. Solch eine fruchtbare Begegnung ist uns ein wirkliches Anliegen.

Ich darf erst einmal von uns Ostpfarrern sprechen. Dieses Herausgerissenwerden aus der Heimat. Dieses Hineingestelltwerden in ganz andere Gegenden und Kirchen hat unseren Gesichtskreis und unsere kirchliche Schau ungemein erweitert. In der Altpreußischen Union waren wir freilich vor geistiger Inzucht genugsam bewahrt. Die schlesische Kirche, bis 1740 im Habsburger Land isoliert, hat sich seitdem in die große preußische Kirche eingelebt. Die gemeinsame Verwaltungsspitze des Oberkirchenrates, die gemeinsame Generalsynode von acht Kirchenprovinzen, der ständige Austausch der Professoren und Generalintendanten und schon der Kandidaten in den Predigerseminaren gab einen größeren Weitblick als man ihn sonst in einer kleinen begrenzten Landeskirche finden konnte. Dennoch war es eine große Bereicherung, daß wir ab 1945 viel tiefer als früher in das Wesen und Leben anderer Landeskirchen hineinsehen durften, und ich glaube, diese Begegnung ist für uns aus dem Osten eine fruchtbare gewesen. Ich darf einmal ganz persönlich werden. Ich nenne bestimmte Dinge, die mich hier in der schwäbischen Kirche bereichert haben und die ich gern nach Hause mitnehmen würde, wenn uns Gottes Gnade eine Heimkehr schenkt: Da ist das regelmäßige stille Gebet im Gottesdienst — da sind besondere württembergische Lieder (nicht bloß von Hiller!) — da ist der Reichtum an württembergischen Glaubenszeugen, ich weise ausdrücklich auf das Sammelwerk „Vätersegen“ hin, das der Altpietistische Gemeinschaftsverband herausgegeben hat — da ist die ganze eschatologische Haltung der schwäbischen Frömmigkeit. Nicht so, als ob wir im Osten kein Glaubensbekenntnis: „Von dannen er wiederkommen wird“ gehabt hätten; aber so, daß die vielen brennenden Fragen, die mit dem Glaubensbekenntnis zusammenhängen, hier im Schwabenland viel mehr als im allgemeinen im Osten die Frömmigkeit und den Glauben der Gemeinden bewegen und lebendig erhalten. Vielleicht würden andere Ostpfarrer andere nennen; aber in jedem Falle: Wir würden bereichert nach Hause gehen.

Allein, nun ist es uns um eine gegenseitige fruchtbare Begegnung zu tun. Prälat Eichele meinte im erwähnten Referat: In der Zuwendung zum Neubürger wächst bei den Teilen etwas zu, und es wäre keine rechte Ehe, wenn nur ein Teil der Gebende wäre und der andere Teil der Empfangende bliebe. Wir Ostpfarrer sind von Herzen dankbar und aufgeschlossen für den besonderen Reichtum der Kirchen im Westen. Aber nicht wir, sondern Gott der Herr stellt die Frage: Ob nicht auch die Kirchen im Westen aufgeschlossen sein sollten für den Reichtum der Kirchen aus dem Osten? Es ist uns wirklich eine ernste Sorge um eine gegenseitige fruchtbare Begegnung, damit nicht auf der einen Seite das Gefühl kirchlicher Minderwertigkeit und auf der anderen eine kirchliche Satttheit und Selbstzufriedenheit entsteht. Gottes Ab-

sicht in der Begegnung von Ostpfarrern und Westpfarrern, von Ostkirchen und Westkirchen ist unzweifelhaft die gnädige Bereicherung von beiden Seiten. Darf ich einmal ganz persönlich meine individuelle Meinung, die ich aber begründen zu können glaube, aussprechen, in welchen Punkten ich eine Auflockerung und Bereicherung der schwäbischen Kirche durch den Osten für möglich und nötig halte? Da wäre einmal die Kenntnis der Ostkirchen und ihre reiche Geschichte. Es ist ganz selbstverständlich, daß wir Ostpfarrer uns in die schwäbische Kirchengeschichte vertiefen, soweit wir sie noch gekannt haben, es würde aber das Zusammenleben zwischen Ost und West nicht weniger erleichtern, wenn auch unsere Amtsbrüder und die führenden Männer des Westens sich in die Geschichte des Ostens einlebten. Sie würden dann ihren Ostpfarrern mit viel neuem Verständnis unserer Seele und unserer Eigenart entgegenkommen. Es wäre wohl kein unrechter Vorschlag, wenn die Kirchen- und Gemeindeblätter des Westens je einen Abriß über die Eigenart der östlichen Kirchen bringen würden. Sodann könnte eine Bereicherung der westlichen Kirchen durch das von da mitgebrachte geistliche Lied- und Erbauungsgut geschehen. Auch der Osten hat seine geistigen Väter in Christo. Ich weise nur auf die Fülle der Liederdichter von dort her und auf die Namen Herberger, Moller, Heermann, Schmolck, Bogatzky, Woltersdorf, Hamann, Zöckler, Mutter Eva u. a. Was uns Ostpfarrern schließlich und vor allem nötig erscheint, wäre im Schwabenland eine Befruchtung durch die stärkere lutherische Tradition der Ostkirchen. Sie würde sich in einer Bereicherung der Liturgie, in einer stärkeren Betonung des Amtes und Bekenntnisses, auch in einer Dezentralisierung der Verwaltung auswirken, und dadurch ein guter Damm gegenüber der hiesigen Sektenflut werden. Ich versteife mich in keiner Weise auf diese Stücke, auch liegt mir alles geistige Aufdrängen und Abwerten fern. Aber es bleibt in jedem Falle die gegenseitige fruchtbare Begegnung und die Frage nach der Auflockerung die uns von Gott gestellte Aufgabe. Der schlesische Historiker Joseph Gottschalk schreibt am Schluß seines Aufsatzes: „Auswärtige auf dem Fürstbischöflichen Stuhl zu Breslau“: Zu allen Zeiten war es schwierig, sich in der Fremde durchzusetzen, immer wieder wandten sich die Domkapitel gegen Ausländer, aber es gelang auch Fremden, durch hervorragende Leistungen und vermittelnde Art sich die Achtung aller zu erringen . . . Schlesier wie Auswärtige blieben in der Fremde ihrer Heimat treu, verpflanzten aber heimische Sitten in die Fremde — und so gab es eine gegenseitige fruchtbare und bereichernde Begegnung.

Im 13. und 14. Jahrhundert war der große Zug der deutschen Siedler nach dem Osten. Aus den verschiedenen deutschen Gauen erwuchs ohne Kampf durch stillen gegenseitigen Austausch der Gaben und

Kräfte in unserer Heimat der neue schlesische Stamm. Sollte es nicht am Ende Gottes Weg sein, daß durch diese ungewollte, von anderen Mächten erzwungene schicksalhafte Begegnung von Ost und West, von Ostkirchen und Westkirchen ganz allmählich mit der Zeit und im Austausch der gegenseitigen Gaben und Kräfte eine neue, bereicherte evangelische Kirche heraus- und zusammenwächst?

5. In uns Ostpfarrern lebt eine wirkliche Sorge um den deutschen und evangelischen Osten und damit um die deutsche Zukunft

Man hat hier und da uns Ostpfarrern vorgeworfen: Wir seien zu stark völkisch beeinflusst. Demgegenüber möchte ich auf die völlig andere Existenz der Menschen und Kirchen im Osten hinweisen. Wir im Osten haben nie etwas gewußt von einer geruhsamen und gesicherten Existenz weder unseres Deutschtums noch unseres evangelischen Kirchentums. Wir lebten allezeit im Grenzland und auf Vorposten, d. h. allezeit auf der Wacht, und zwar in doppelter Hinsicht: Auf Vorposten am Rande des slawischen Meeres und auf Vorposten gegenüber anderem, vor allem katholischen Kirchentum. Katholisch und polnisch gilt dort ebenso eins wie evangelisch und deutsch. Ich darf einige Zahlen zur Beleuchtung hierher setzen. 1241 fällt der schlesische Herzog Heinrich II. und mit ihm der Hochmeister des deutschen Ordens auf der Walstatt bei Liegnitz in der Abwehr der mongolischen Horden. 1410 fallen viele schlesische Adlige und Ritter mit dem deutschen Hochmeister auf der Walstatt von Tannenberg. Im gleichen Menschenalter stehen Schlesien und vor allem die Hauptstadt Breslau im heftigsten Kampf gegen die Hussiten, d. h. gegen das vordringende Tschechentum. Im 16. und 17. Jahrhundert kämpfen wiederum schlesische Soldaten und Edelleute im Heer der Habsburger vor allem Prinz Eugens gegen die Türken, und an vielen Orten unserer Heimat läutete die Türkenglocke bis ins 20. Jahrhundert. Im 1. und nach dem 1. Weltkrieg wird der Stoß der Slawen (Russen und Polen) an Schlesiens Grenze noch zum Stehen gebracht, doch jetzt nach dem 2. Weltkrieg ging die Flut vom Osten über unsere Heimat hinweg. So hat es die ganzen Jahrhunderte über niemals eine bürgerliche und geruhsame Sicherheit für uns im Osten gegeben. Wir haben aber auch schwere Zeiten des besonderen Existenzkampfes um unser evangelisches Kirchentum durchgemacht. Fast 80, in Oberschlesien fast 120 Jahre waren weite Landesteile unserer Heimat entevangelisiert, d. h. ohne evangelisches Kirchentum, Pfarrhaus und Schule. Es war ein wirkliches Wunder Gottes, daß Friedrich der Große bei seinem Einzug in Schlesien 1740 noch ein weitgehend evangelisches Land vorfand. Die Bittbriefe

der evangelischen Gemeinden an ihn um die Erlaubnis zum Bau eines Bethauses gehören zu dem ergreifendsten, was es gibt. Ich weiß nicht, ob heute unsere Elternhäuser den evangelischen Glauben und die evangelische Kindererziehung ohne jeden Rückhalt an Kirche und Pfarrer drei Menschenalter auch so tapfer und treu durchhalten würden wie unsere Väter und Vorväter von damals. Aus diesen Erfahrungen heraus ist es zu verstehen, daß in uns Ostpfarrern eine wirkliche Sorge um den deutschen und evangelischen Osten und damit um die deutsche Zukunft brennt.

Wir sehen mit ernster Sorge, wie seit 1918 die slawischen und katholischen Wogen immer höher gehen. Wir sehen mit Sorge, wie die Abwanderung aus der Ostzone immer mehr dem slawischen Nachwuchs Raum macht, und wie die Abwanderung aus dem überfüllten Westen nicht erst jetzt, sondern schon seit Jahrzehnten nach dem weitentfernten Amerika geht, statt wie im Mittelalter nach dem Osten, wo wir sie als Siedler und Bürger in den letzten hundert Jahren so bitter nötig gehabt hätten. Wir fürchten, daß der deutsche und evangelische Osten von vielen im Westen längst aufgegeben ist. Diese vielen ahnen gar nicht, daß das Slawentum schon jetzt nach dem Westen greift, und machen sich gar nicht klar, daß der deutsche Westen ohne den deutschen Osten auf die Dauer gar nicht selbständig leben kann und für ewige Zeiten eine Kolonie der anderen Westvölker werden würde. Sie sehen auch nicht in diesem Zusammenhang die Gefahr, daß ein Westdeutschland ohne Ostdeutschland ganz von selbst dem Einfluß Wittenbergs verloren geht und zur Domäne Roms werden muß.

Ein Volk braucht zum Leben und zur Entfaltung seiner Kräfte eine ausreichende und gesunde Existenzgrundlage. Dieser Existenzraum wurde durch die große Ostsiedlung des Mittelalters in gesunder und friedvoller Weise erweitert. Jetzt wird dem deutschen Volke seit 1945 der Existenzraum so eingeschränkt, daß für eine gesunde und freie Entfaltung seiner Kräfte keine Möglichkeit mehr bleibt. Aus dieser Schau heraus betonte Staatssekretär Schreiber in Bad Boll: ‚Wir dürfen um der Zukunft des ganzen Deutschlands willen nie den Osten aufgeben, und darum auch nie den Gedanken an eine Heimkehr unserer Ostvertriebenen.‘ Dabei gedenkt und beabsichtigt keiner von uns eine gewaltsame Rückeroberung, aber hier ist einfach eine Existenzfrage an das ganze Volk und auch an unsere Kirche gestellt. Es kann sein, daß die eschatologische Gerichtszeit weitergeht und nach dem Westen greift und ihn mit seinen Kirchen und Gemeinden aus aller Sicherheit und Sattheit herausholt und wachrüttelt. Es kann aber auch sein, daß Gott noch einmal Gnadenzeit gewährt. In jedem Falle ist uns die Sorge um unsere deutschen und evangelischen Brüder und Gemeinden in ganz Deutschland aufs Herz gelegt. Wir dürfen nicht in den falschen

und egozentrischen Partikularismus verfallen: Hauptsache, wir hier bleiben am Leben, mögen jene sterben! Wenn jene sterben, sterben die evangelischen Kirchen im Westen mit.

Manchmal will mir das Verhältnis von Ost- und Westpfarrern unter dem Bild einer Ehe erscheinen, einer Ehe von der man wirklich sagen kann: „Was Gott zusammengefügt hat . . .“ Denn nicht unser eigener Wille und nicht unsere Sehnsucht und Neigung, sondern Gottes unbegreifliches Walten und seine starke Hand hat uns in die westlichen Kirchen gebracht. Wie bei jeder Ehe, so ist das erste Zusammenleben nicht ganz einfach, und es ging ohne Spannungen, Mißverständnisse und auch Demütigungen für uns Ostpfarrer nicht ab. Entscheidend ist, daß wir beiderseits den aufrichtigen und festen Willen haben, uns immer besser kennen und verstehen zu lernen. Aus diesem Grund habe ich in meinen Ausführungen unser Herz einmal aufgetan und gleichsam eine Beichte von dem abgelegt, was uns Ostpfarrer innerlich bewegt. Im übrigen schließe ich mit dem Wunsch, daß die Ehe zwischen Ost- und Westpfarrern unter dem Bibelwort Galater 6,2 stehen möge: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“, und unter der Losung des Berliner Kirchentages: **Wir sind doch Brüder!**

*Lic. Hellmut Eberlein,
(früher Naumburg a. Qu., jetzt Lorch/Württemberg)*